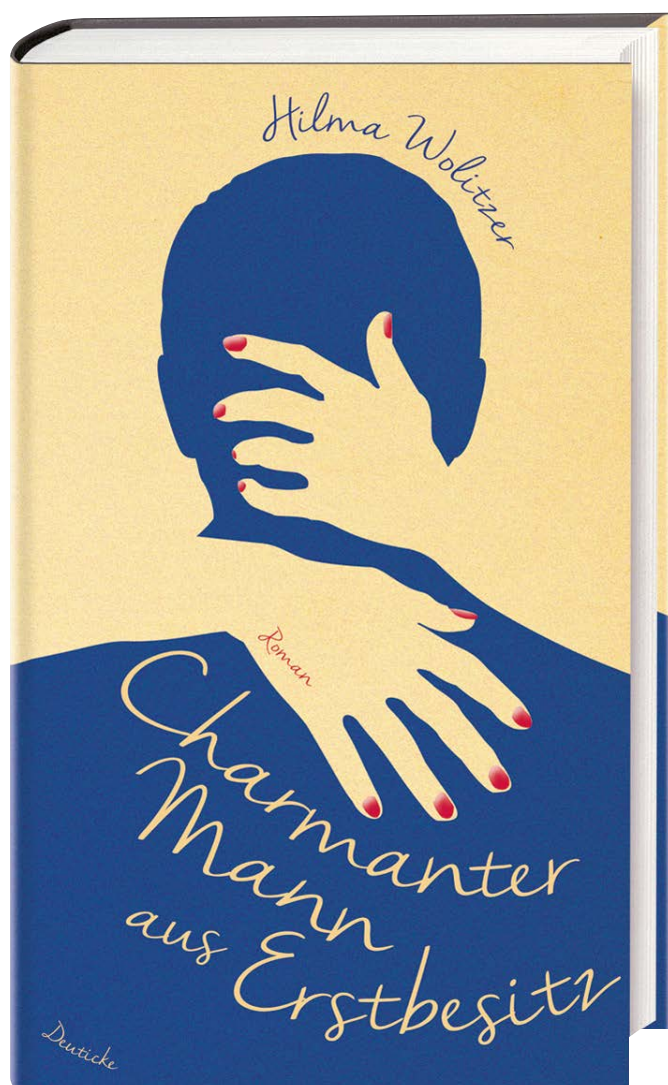


Leseprobe aus:

Hilma Wolitzer
Charmanter Mann aus Erstbesitz



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2015





Hilma Wolitzer

*Charmanter Mann
aus Erstbesitz*

Roman

Aus dem Englischen
von Anne Braun

Deuticke

Die Originalausgabe erschien erstmals 2012 unter dem Titel *An Available Man* im Verlag Ballentine Books (Random House Inc.), New York.

»Bésame Mucho« (Kiss me much)

Words by Sunny Skylar & Consuelo Velázquez

Music by Consuelo Velázquez

© Copyright 1941 Promotora Hispano Americana de Música, S.A. Mexico.

Latin-American Music Publishing Company Limited.

All rights reserved. International Copyright Secured.

I 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-552-06295-5

Copyright © 2012 by Hilma Wolitzer

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2015

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C006701

Für Henry Dunow,
einen wunderbaren Agenten
und Freund

Wie die Fliegen

Der erste Anruf kam an einem Samstagnachmittag, als Edward Schuyler im Wohnzimmer gerade sein ältestes blaues Oxford-Hemd bügelte. Das Bügeln hatte er erst vor einigen Monaten angefangen, nicht lange nach dem Tod seiner Frau Bee. Das war im Frühsommer gewesen, in den Schulferien, als er sich auf nichts anderes konzentrieren konnte, außer auf seinen Kummer und seine Sehnsucht nach ihr. Anfangs hatte er nur Sachen von ihr gebügelt, die er zerknittert im Bügelkorb in der Waschküche gefunden hatte. Er hatte es als Möglichkeit gesehen, sich mit ihr verbunden zu fühlen, obwohl sie für immer fort war und er sie nicht einmal in seinen Träumen zurückholen konnte.

Doch wenn er am Bügelbrett stand, war sie plötzlich wieder da, in einer Flut von ungeordneten Erinnerungen. Allerdings konnte er diese Erinnerungen nicht kontrollieren: Mal sah er sie am Tag ihres Kennenlernens, dann wieder Jahre später ihm gegenüber in ihrem geblühten Chintzsessel sitzen, während sie telefonierte und gleichzeitig mit ihren nackten Füßen den Bauch ihres Hundes knetete – Bee nannte das Multitasking –, oder in ihren letzten Tagen, wenn zwischen ihren einzelnen Atemzügen so lange Pausen entstanden, dass er unwillkürlich ebenfalls die Luft anhielt, bis sie den nächsten Atemzug machte.

Aber natürlich war diese willkürliche Collage ihrer gemeinsamen Tage besser als nichts, und es war seltsam tröst-

lich, mit dem Bügeleisen die Falten aus ihren Blusen zu streichen, die zerknüllten Abnäher an der Brust und die Ärmel zu glätten und die Blusen anschließend ordentlich in den Schrank zu hängen, wo sie aussahen, als warteten sie nur darauf, wieder angezogen zu werden. Und es gefiel Edward, in der Stille des Hauses den Dampf zischen zu hören und den leicht hefeartigen Duft des erhitzten Stoffs zu riechen.

Als nun das Telefon läutete, stellte er das Bügeleisen auf die Ablage und ging in die Küche, um abzunehmen. Bingo, sein altersschwacher Hund, tapste ihm nach. Ohne seine Lesebrille, die wieder einmal nirgendwo war, konnte Edward die Nummer des Anrufers nicht erkennen. Doch als er »Hallo« sagte, kam zuerst keine Antwort, und er ging davon aus, dass er gleich eine Bandaufnahme von jemandem hören würde, der seine Wählerstimme haben wollte. Schließlich war Ende Oktober. Die Hälfte seiner Post bestand derzeit aus politischen Werbebroschüren, die andere Hälfte aus Rechnungen und verspäteten Kondolenzschreiben. Edward wollte gerade wieder auflegen, als eine zögernde Frauenstimme sagte: »Ed? Sind Sie es?«

Kein Mensch, den er kannte, nannte ihn Ed oder – noch schlimmer – Eddie. Es kam natürlich vor, dass sich Telefonverkäufer auf diese plumpe Weise bei ihm einschleimen wollten, aber Edward war nicht der Typ Mensch, den man mit Kosenamen oder einer Abkürzung seines Namens bedachte. Selbst Bee, die ihn geliebt und besser gekannt hatte als jeder andere, hatte ihn stets Edward genannt. Ihre beiden inzwischen erwachsenen Kinder nannten ihn immer noch wie früher – Nick »Schuyler« oder »Prof«, Julie »Paps«. Amanda, Nicks junge Frau, redete ihn etwas verlegen mit »Dad« an, während sie die Anrede »Daddy« genau wie Julie ihrem eigenen Vater vorbehielt.

»Hier ist Edward, ja«, sagte er nun in den Hörer. »Wer spricht bitte?«, und die Frau antwortete: »Sie kennen mich nicht, Ed, aber wir haben eine gemeinsame Freundin.«

Er schwieg, und sie fuhr fort: »Ich bin Dorothy Clark, Sie können mich aber gern Dodie nennen. Joy Feldman und ich sind zusammen zur Schule gegangen.«

Edward versuchte, sich die herzliche, matronenhafte Joy als Schulmädchen vorzustellen, doch ihm fiel nur der Überraschungs-Thunfisch-Auflauf ein, den sie ihm nach der Beredigung in die Tiefkühltruhe stellte, und in dessen aufgetautem Inneren er Tage später ein einzelnes Haar entdeckt hatte. Bee hätte sicher gesagt: »Ah, *das* ist die Überraschung!« Edward hatte das dumpfe Gefühl, dass ihm diese Frau gleich etwas andrehen wollte, das mit Bees Tod zu tun hatte, zum Beispiel Dauer-Grabpflege, oder eine Spende für irgendeine obskure wohltätige Einrichtung in Bees Andenken haben wollte.

Doch ihre Stimme wurde noch etwas tiefer und gefühlvoller, als sie in sein Schweigen hinein fortfuhr: »Sie und ich sitzen im selben Boot, Ed. Ich meine, ich bin auch seit kurzem verwitwet, und Joy dachte ... nun ja, dass wir uns kennenlernen sollten.«

Wie um alles in der Welt war Joy auf diese Idee gekommen, fragte sich Edward, doch dann ging ihm ein Licht auf, und er wusste nicht, ob er empört oder amüsiert sein sollte, ähnlich wie damals, als er das Haar in dem Auflauf entdeckt hatte. »Verstehe«, sagte er gedehnt, »das war sicher nett gemeint von ihr, aber ich fürchte, da täuscht sie sich. Ich bin nicht auf der Suche nach ... neuen Freundschaften.« Auf dem Futterbrett vor seinem Fenster ließen sich einige Meisen nieder und begannen zu picken.

»Oh, natürlich«, sagte Dorothy Clark nun eine Spur leb-

hafter. »Jeder braucht seine eigene Zeit zum Trauern. Aber wenn Sie bereit sind, rufen Sie mich doch einfach an. Ich wohne in Tenafly, wir sind praktisch Nachbarn. Ich gebe Ihnen meine Nummer.« Vor dem Fenster kam Aufregung auf, als ein Eichelhäher landete, der Körner aufwirbelte und die Meisen verscheuchte.

»Einverstanden«, sagte Edward gleichgültig und höflich. Er war auch höflich zu Telefonverkäufern, selbst zu jenen, die seinen Namen verhunzten.

Doch die Frau war misstrauisch. »Haben Sie etwas zum Schreiben da?«, fragte sie. Wenn er einen Stift zur Hand gehabt hätte, hätte er damit den Besuch der Meisen und des Hähers in seinem Vogeljournal notiert oder ans Fenster geklopft, um dem Gezeter ein Ende zu machen. Doch er sagte: »Ja, schießen Sie los«, und sie diktierte ihm die Nummer langsam, gleich zweimal hintereinander. Zum Glück bat sie ihn nicht, sie anschließend zu wiederholen.

Er kehrte ins Wohnzimmer zurück, empfand es aber nicht mehr als beruhigend, wie das Bügeleisen über den abgetragenen blauen Stoff seines Hemds glitt. Er war aus seiner Einsamkeit gerissen worden und wollte nun wieder in sie eintauchen.

Eines Abends, kurz vor dem Ende, hatte er neben Bees Bett gesessen und gelesen, und seine freie Hand lag sachte auf ihrem Arm. Sie schien zu schlafen. Doch dann schlug sie ihre glasigen Augen auf und sagte: »Pass bloß auf. Sie werden angeschwirrt kommen wie die Fliegen.«

»Wer, Schatz?«, hatte er gefragt, doch sie hatte die Augen wieder geschlossen und blieb ihm die Antwort schuldig.

In ihren letzten Tagen und Nächten hatte sie viele seltsame Dinge gesagt. »Oh, was mache ich nur ohne dich?«, hatte sie einmal gestöhnt, als läge *er* im Sterben und ließe

sie zurück. Außerdem hatte sie Halluzinationen, durch ihre Medikamente bedingt: Sie sah kleine Kinder am Fußende ihres Bettes stehen oder Mäuse in der Badewanne herumwuseln. Vielleicht kamen in ihren Fieberträumen auch Fliegen oder andere kleine Tierchen vor.

Erst beim zweiten Anruf dieser Art, wenige Tage nach dem von Dorothy Clark, begriff Edward endlich, was Bee damals gemeint hatte. Diesmal stellte sich die Anruferin als Madge Miller vor, ein Name, der ihm vage bekannt vorkam. Sie und Bee waren vor geraumer Zeit im gleichen Buchclub gewesen, und sie hatte die traurige Nachricht über gemeinsame Bekannte erfahren. Sie rief nur an, um ihm ihr Beileid auszusprechen, sagte sie – was für ein Jammer, was für eine schöne, intelligente Frau in der Blüte ihrer Jahre. Und falls ihm mal nach Gesellschaft wäre, könnten sie sich gern einmal treffen, zu einem Mittagessen oder auf einen Drink.

Später an diesem Nachmittag ging Edward in die Küche und durchwühlte die Schublade, die eines der Kinder früher mal so passend »Verrückte Schublade« getauft hatte. Zwischen den einzelnen Batterien und Schnürsenkeln, abgelaufenen Supermarktcoupons und Schlüsseln, die keine Türen öffneten, von denen jemand gewusst hätte, fand er eine Kette, an der Bee sich für kurze Zeit ihre Lesebrille um den Hals gehängt hatte – bis sie sich damit im Spiegel sah und kategorisch erklärte, sie würde in Zukunft lieber blind herumlaufen.

Nun entwirrte Edward die Kette und befestigte sie an seiner eigenen Lesebrille, wobei er es sorgsam vermied, in den Spiegel zu schauen, da sein Spiegelbild vermutlich eine unselige Ähnlichkeit mit seiner Lehrerin in der dritten Klasse aufweisen würde, Miss Dupont. Seine eigenen Schüler hät-

ten sich schiefgelacht! Aber er würde die Kette ja nur zu Hause tragen, weil er so oft seine Brille verlegte, um sich in Zukunft weitere Anrufe von Unbekannten zu ersparen.

Junggesellentage

Nach einer katastrophalen Beziehung glaubte Edward sehr lange, er würde nie heiraten. Er hatte davor schon etliche Freundinnen gehabt, doch genau wie sein Vater hatte er nur eine von ihnen wirklich geliebt – und diese Beziehung schien schicksalhaft und endgültig zu sein. Die junge Frau hieß Laurel Ann Arquette und unterrichtete Französisch, am Ende des Korridors, in dem auch sein Labor war, an der Fenton Day, einer Privatschule in der Upper West Side von Manhattan. Einer der Kollegen hatte sie an Laurels erstem Tag miteinander bekanntgemacht.

Er war aufgestanden und hatte gesagt: »Hallo, willkommen in der Hölle.« Der Löffel, mit dem er seinen Kaffee umgerührt hatte, fiel klirrend auf den Boden, und sie lachte, ein glockenhelles Lachen, das ihm vom Kopf bis in den Unterleib gefahren war. Sie hatte ein herzförmiges Gesicht, und ihre üppige Haarpracht war vorzeitig weiß oder besser gesagt silbrig geworden. Sie war zierlich wie ein Schulmädchen, und man hätte sie auch durchaus mit einer Schülerin verwechseln können, wären da nicht diese Haare und ihr selbstbewusstes Auftreten gewesen. »Edward«, wiederholte sie, so feierlich, als würde sie ihm diesen Namen erst geben oder ihn taufen, und ließ ihre Hand von seiner umschlingen.

Das war 1974 gewesen. Sie waren beide Mitte zwanzig, und jeder Schultag kam ihnen unerträglich lang vor, weil sie es kaum erwarten konnten, gleich im Anschluss in Edwards Wohnung in Hell's Kitchen zu eilen, wo sie übereinander herfielen und sich bis zur Erschöpfung liebten. An der Fenton waren sie allerdings sehr vorsichtig, hielten im Lehrerzimmer diskret Abstand, achteten darauf, sich im Korridor nie zu berühren, und widerstanden sogar der Versuchung, sich glühende Blicke zuzuwerfen.

Doch alle, von den überstimulierten Schülern bis zu den amüsierten Frauen in der Schulcafeteria, wussten trotzdem Bescheid. Eines Morgens fing er einen Zettel ab, den sich zwei seiner Schüler während des Unterrichts zuschickten. »*Meinst du, Dr. S. couche avec Mademoiselle A.?*« *Oui!* Ja, das tat er, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, und er hätte genauso gut ein Schild um den Hals tragen können, auf dem er seine Leidenschaft publik machte. Er hatte den albernen Zettel natürlich zerrissen, doch auch sein strenger Blick konnte die Aufregung der kichernden Übeltäter nicht dämpfen.

Doch kaum gaben Edward und Laurel ihre Verlobung bekannt, nach den zweiten Osterferien, seit sie sich kannten, wurden sie für ihre Schüler so langweilig wie deren eigene Eltern, und auch das Interesse der anderen ließ merklich nach. Nichtsdestotrotz genossen die frisch Verlobten ihren neuen Status und begannen, Heiratspläne zu schmieden. Edward hätte gern eine kleine Feier gehabt, während Laurel eine Hochzeit im großen Stil vorschwebte, vermutlich eine weitgehend unbewusste Trotzreaktion ihren geschiedenen Eltern gegenüber, die damals nach Maryland durchgebrannt waren, als Laurel bereits an Bord war.

Edward hatte den Eindruck, dass Laurel glaubte, eine

prunkvolle Hochzeitsfeier sei eine Garantie für eine glückliche Ehe, und er ließ sie gewähren. Sie hatte eine so unglückliche Kindheit gehabt, war zwischen ihrer depressiven Mutter und dem cholerischen Vater hin und her geschoben worden wie eine Handgranate, die jederzeit hochgehen könnte. Einmal, so erzählte ihm Laurel, hätten ihre Eltern einen Streit gehabt, der in Handgreiflichkeiten auszuarten drohte, und als Laurel dazwischenging, wurde sie aus Versehen auf den Boden gestoßen. Sie behauptete, dass ihre Haare wegen der ständigen Spannungen, denen sie schon als Kind ausgesetzt gewesen war, früh weiß geworden waren. »Du kannst es dir nicht vorstellen«, sagte sie, und das konnte er tatsächlich nicht.

Seine eigenen Eltern hatten durchgehalten. Ihre anfängliche Leidenschaft hatte sich in etwas Blasseres, aber Dauerhaftes verwandelt, ein Soufflé, das mit den Jahren zu einem beruhigenden Alltagsbrei zusammengefallen war. Sie waren von Laurel ähnlich fasziniert wie Edward und hätten frohen Herzens eine Hypothek auf ihr Haus in Elmont aufgenommen, nur um sie und somit auch ihren Sohn glücklich zu sehen. Doch letztendlich mussten sie nur in ihre Rentenfonds greifen, um für den Löwenanteil der Hochzeitskosten aufzukommen.

Edward schwor, es ihnen eines Tages zurückzuzahlen. Von der Seite der Braut kam nichts; Geld, verschwendet oder verloren, war einer der vielen Streitpunkte zwischen den nach wie vor verstrittenen Arquettes senior. Laurel hatte sich beiden entfremdet und ihnen erst auf Edwards Drängen hin Einladungen geschickt.

Edward wollte keine kirchliche Hochzeit – er schwankte zwischen Atheismus und Agnostizismus, zwischen den Naturwissenschaften und dem Unbekannten. Doch Laurel, ob-

wohl selbst nicht religiös, wollte lieber auf Nummer sicher gehen. Als die Vorbereitungen aus dem Ruder zu laufen begannen, fingen sie an zu streiten. »Was *ich* mir wünsche, ist dir egal«, hatte sie ihm in der süßlich geschwängerten, kühlen Atmosphäre des Blumengeschäfts unfairerweise vorgeworfen.

Sie wollte ein Designerkleid und Champagner in Strömen. Auf jedem Tisch im Rainbow Room wollte sie winzige, gesprenkelte gelbe Orchideen haben, die aussahen, als wären sie in einem bemoosten Dschungel gepflückt worden, und es gab viel zu viele Tische. Wie konnte sie jammern, es sei eine zu kleine Hochzeit, und trotzdem über 150 Freunde auflisten, die eingeladen werden mussten? Edward hatte die wenigsten von ihnen jemals zu Gesicht bekommen.

Irgendwann warf er ihr vor: »Du *weißt* ja gar nicht, was du willst.« Letztendlich gab er jedoch in allen Punkten nach und stellte mit perverser Amüsament fest, dass sein anfänglicher Widerstand sie eher angestachelt als verletzt hatte. Sie war in ihrem Leben schon oft genug verletzt worden. Er wollte sie beschützen und verteidigen, schon vor dem offiziellen Ehegelübde, um sie für das gestohlene Glück ihrer Kindheit zu entschädigen. Und wider besseres Wissen – Biologie war schließlich sein Fachgebiet – glaubte er, die Leidenschaft zwischen ihnen würde niemals nachlassen.

Eine Woche vor der Hochzeit lagen sie in ihrer üblichen post-sexuellen Benommenheit da. Edward war noch immer über alle Maßen fasziniert von Laurels Körper, von der kühnen und originellen Art, wie sie ihn einzusetzen wusste, von ihrem Aussehen – die kleinen Brüste, so zart, als wären sie gerade erst frisch erblüht; ihr elastisches, überraschend dunkles Dreieck. Begriffe aus dem Lehrbuch der menschlichen Anatomie hatten für ihn eine ganz neue, erotische Be-

deutung angenommen: *Schulterblatt. Schlüsselbein*. Sie befreite sich aus seinen Armen, wandte sich ab, und statt wie sonst »*Je t'aime*« oder »*Noch einmal, bitte*« zu flüstern, sagte sie: »Ich hätte beinahe schon mal geheiratet, weißt du.«

Das war neu für ihn; sie hatte es noch nie erwähnt. Sein Puls hatte sich gerade erst wieder normalisiert, und er hoffte, dass sie nicht spürte, wie sein Herz nun an die Wölbung ihres Rückgrats hämmerte. »Wen, David?«, fragte er, so gelassen wie möglich. David war sein Vorgänger gewesen. Gleich nachdem sie sich ihre Liebe erklärt hatten, hatten sie und Edward sich ihre bisherigen amourösen Beziehungen geschildert – ein intimes Ritual, das schmerzlich, aber unabdingbar war, wie Laurel gesagt hatte. Und jeder Mensch in ihrer Vergangenheit schien, genau wie in seiner, kurzlebig und oberflächlich gewesen zu sein, wie Personen, die man im Traum gesehen hatte.

»Nein«, sagte sie, die Stimme leicht gedämpft vom Kissen. »Es war Joe.«

»Joe? Wer ist Joe?«, fragte Edward.

»Na, dieser Typ, Joe Ettlinger. Mit dem ich vor David zusammen war.«

»Soll das ein Witz sein?«, fragte er.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Ich hätte es dir sagen sollen.«

»Stimmt«, sagte er. »Hättest du.«

»Tut mir leid«, wiederholte sie, weniger entschieden.

»Was ist passiert?«, fragte er.

»Wir haben uns gestritten.«

»Worüber?« Edward konnte sich nur vorstellen, dass seltene Orchideen und schäumender Champagner der Grund gewesen waren.

»Och, wegen irgendwas, ich weiß nicht mehr genau. Es waren einfach keine Gefühle mehr da.«

Edward konnte sich nicht vorstellen, wie eine Liebe kurz vor der Heirat einfach erkalten konnte. »Es ist also vorbei?«, fragte er.

»Ja, natürlich«, antwortete sie nach einer längeren Pause. »Ich bin müde«, sagte sie daraufhin. »Genug geredet, okay?«

Dieser Vorfall hätte ihm eine Warnung sein sollen, aber er fiel trotzdem aus allen Wolken, als sie am Samstag darauf nicht in der Kirche erschien. Er wartete in der Sakristei auf sie, für einen Zeitraum, der ihm wie Jahre vorkam, obwohl es in Wirklichkeit nicht ganz zwei Stunden waren. Mysteriöserweise hatte sie beschlossen, die Nacht vor der Hochzeit in der Wohnung ihrer Mutter zu verbringen, was Edward als gutes Omen gesehen hatte. Friede auf Erden, Goodwill allen Menschen gegenüber!

Und ihre beiden Mütter saßen in der ersten Reihe, links und rechts des mit Satinbändern geschmückten Mittelganges, und beide sahen mit ihren kunstvollen Hüten, den langen Handschuhen und der bebenden Ansteckblume fast wie Schwestern aus. Doch als er Mrs Arquette hinterher fragte, sagte sie, sie hätte Laurel seit Wochen weder gesehen noch gesprochen.

Nach Laurels Verrat fiel Edward in eine Art emotionalen Winterschlaf, lehnte jedes Mitleid ab, weil es ihm peinlich war und wehtat – als würde jemand seine fiebrige Haut berühren –, und es gelang ihm, gegen sein eigenes Gefühl qualvoller Schande abzustumpfen. Immerhin hatte Laurel nicht nur ihn, sondern auch die Fenton verlassen. Er sagte sich, dass er darüber hinwegkommen würde; es war kein Tod, obwohl es sich so anfühlte.

Und er sollte recht behalten. Ganz allmählich begann er sich zu erholen, die Welt auch ohne Laurel wieder als inter-

essanten Ort zu betrachten, und er ging sogar wieder mit der einen oder anderen Frau aus. Attraktive Frauen gab es zuhauf. Und so wurde er zu einem »Bachelor« – ein Titel, der früher als Euphemismus schwulen Männern wie Edwards Onkel Lewis vorbehalten war. Jeder hatte Lewis, den Bruder seiner Mutter, als »eingefleischten Bachelor« bezeichnet, ein Mann, der die Frauen in Wirklichkeit liebte, sich jedoch nicht binden wollte. Lewis kam zum Einsatz, wenn es darum ging, unattraktive Cousinen zu ihren Abschlussbällen zu begleiten, und später fungierte er als »Kavalier« für verwitwete oder ledige alte Tanten, doch die Liebe seines Lebens hatte er keinem der Familie jemals vorgestellt.

Edward dagegen war mit Eifer bei der Sache. Doch immer wenn eine Affäre zu eng zu werden drohte, machte er Schluss und wandte sich der Nächsten zu. Und irgendwann warf er auch den Brief weg, den Laurel ihm aus Tucson geschickt hatte, und in dem sie schrieb, sie hätte rein zufällig Joe Ettlinger getroffen und ihre Zweifel und Ängste zu lange verdrängt, obwohl sie gespürt hätte, dass Edward sich nicht ernsthaft auf sie einlassen wollte.

Vielleicht hatte sie ja recht, vielleicht hatte er sich etwas vorgemacht. Er hatte sie im Laufe ihrer Beziehung bei etlichen kleinen, unsinnigen Lügen ertappt, die er auf ihr nervöses Naturell geschoben hatte, sich aber geweigert, ihre emotionale Bedürftigkeit oder ihre Stimmungsschwankungen als Krankheitsbild zu sehen. Und er hatte von Anfang an gewusst, dass vorzeitiges Ergrauen normalerweise auf eine genetische Veranlagung oder auf hormonelles Ungleichgewicht zurückzuführen war, bei dem zu wenig Melanin produziert wird, doch er wollte ihr ihre Hirngespinnste lassen und sie sogar selbst glauben, denn sein Verlangen

nach ihr war stärker als wissenschaftliche Erkenntnisse und der gesunde Menschenverstand. Nach Laurel war er nie mehr ganz so gutgläubig oder romantisch gewesen, bis er Bee traf.

Wie alles begann

Sie war nicht sein Typ, das sah er auf den ersten Blick. Selbst nach all dieser Zeit – fast fünfzehn Jahre! – und egal, wie sehr Laurel ihn verletzt und gedemütigt hatte, war sie vom Äußeren her Edwards Ideal geblieben. Das musste einen psychologischen Grund haben, sie war vermutlich so etwas wie sein Archetyp und somit seiner Kontrolle entzogen. Beatrice Silver hatte volle Brüste und braune Locken; ihre Hüften waren, genau wie ihr Lächeln, etwas zu breit. Die Geburt ihrer Kinder dürfte ihren Körper natürlich verändert haben. Sie tanzte gerade Cha-Cha-Cha mit ihrer kleinen Tochter, als er sie zum ersten Mal sah, bei der Hochzeit einer gemeinsamen Freundin, Sue Cooper, einer Kollegin von Edward und Bees früherer Nachbarin. Sue war zwar eine notorische Kupplerin, doch es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, sie beide miteinander bekanntzumachen.

Später sollte Bee ihm gestehen, dass es auch bei ihr keine Liebe auf den ersten Blick gewesen war. Er hätte zu distanziert gewirkt, sagte sie, fast *aristokratisch*, als er, die Hände in den Taschen vergraben, am Rand der Tanzfläche stand. Gutaussehend, das ja, räumte sie ein, wie einer dieser blonden Helden von Fitzgerald. Aber nicht temperamentvoll genug, wie ihr attraktiver, schwarzhaariger Bastard von Ex-

mann, von dem sie sich erst vor kurzem hatte scheiden lassen. Schluss mit Männern, dachte sie, *Cha-Cha-Cha!*

Edward ging nach wie vor ungerne auf Hochzeiten. Für Laurel empfand er längst nichts mehr, weder Reste von Wut noch Sehnsucht, doch das ganze Theater mit feierlichen Gelübden und überschwänglichen Trinksprüchen – all dieser Pomp und die Förmlichkeiten – erweckte in ihm immer den Wunsch, woanders zu sein. Und dies war eine jüdische Hochzeit, wo das Brautpaar auf schiefen, schwankenden Stühlen über die singende Gästeschar gehoben wurde, nur durch ein Seidentuch miteinander vereint – als wäre die brandneue Verbindung, ihr beider Leben jetzt schon gefährdet.

Dann waren da noch all diese Gruppentänze, wild und schnell, zu gellenden, fröhlichen Klarinettenklängen. Nicht Edwards Ding, wirklich nicht, obwohl er merkte, dass seine Augen aus unerfindlichen Gründen feucht wurden, als die Tänzer an ihm vorbeiflitzten, schnell und immer schneller, zur immer lauter werdenden Musik, wie die Holzpferdchen eines Karussells. Und auf einmal wurde er an der Hand gepackt und mitten in den Trubel hineingezogen, noch bevor er protestieren konnte. Doch, er protestierte durchaus: Er wollte nur zuschauen, er kannte die Schritte nicht, aber wer hätte ihn in diesem Jubelgeschrei schon gehört? Und plötzlich wurde er an beiden Händen gefasst, auf der einen Seite von dem kleinen Mädchen, das mit seiner Mutter getanzt hatte, auf der anderen von einer alten Dame in einem flotten roten Hütchen, einer Art schiefem Fez, die ihre Beine wie eine Revuetänzerin hochwarf. Die beiden hielten ihn fest, als gehörte er zu ihnen, zu Julie und ihrer Großmutter Gladys – was er eines Tages tatsächlich tun würde.

Edward mochte Kinder – ihre angeborene Neugier, wie

unverfälscht lustig und intuitiv sie sein konnten, ihre noch formbaren jungen Gehirne. Das Unterrichten war ihm nie langweilig geworden, obwohl sich der Lehrplan im Wesentlichen kaum änderte. Er hätte vielleicht sogar eigene Kinder gewollt, wenn er früher geheiratet hätte – obwohl Laurel damals nicht verrückt darauf gewesen war –, doch inzwischen war er über vierzig und wollte keine Kinder haben, nicht mehr. Immerhin hatten seine Schwester Catherine und ihr Mann Jim, die in San Diego wohnten, seine Eltern zu Großeltern gemacht.

Und Bees Kinder – sie hatte zwei, wie er bald erfahren sollte – trugen anfangs nicht dazu bei, dass er seinen kinderlosen Status bedauerte. Der Junge, Nick, ungefähr zwölf, wie Edward annahm, saß am fast verwaisten Kindertisch. Die kleine Julie, die Edwards Hand auch nach der frenetischen *Hora* nicht losgelassen hatte, zog ihn in diese Richtung, fast so, als gehörte das mit zum Tanz. »Das ist mein Bruder«, verkündete sie wie eine winzige Museumsführerin, die voller Stolz ein preisgekröntes Gemälde vorführte.

Nick, dessen Hemdschöße halb aus der Hose hingen, mit metallbewehrten Zähnen, ignorierte seine kleine Schwester. Er war damit beschäftigt, einen anderen Jungen, der ihm gegenüber saß, mit Kügelchen des Hochzeits-*Challah* zu bombardieren, die umgehend zurückgefliegen kamen. Der Tisch sah wie ein mittleres Schlachtfeld aus. Ein Stuhl war umgeworfen worden. Und das fleckige rosa Tischtuch war mit verschütteter Cola, massakrierten Tischblumen und Essensresten übersät, obwohl einige Teller noch unangetastet aussahen.

Die Band hatte mittlerweile einen langsamen, romantischen Song angestimmt. »Bésame mucho«. *Each time I cling to your kiss I hear music divine*. Einer von Laurels Lieblings-

songs, wie ihm spontan einfiel; wurde das immer noch gespielt? Behutsam löste er seine Hand aus der Umklammerung des Mädchens, dem vor Enttäuschung die Kinnlade herunterfiel. Himmel, hatte sie etwa erwartet, er würde mit ihr einen Stehblues tanzen? Sie adoptieren?

Julies Mutter rettete ihn, indem sie herbeigeeilt kam und ihre Tochter bat, ihrer Großmutter einen Teller mit Leckereien vom Dessertbuffet zu bringen. Mit einem bedauernden Blick zurück zu Edward rannte die Kleine davon. Erleichtert und weil Bee sich ohnehin schon zur Musik wiegte, fragte er, ob sie tanzen wolle.

»Machen Sie sich nichts daraus«, erklärte sie Edward, als er seine Hand um sie legte. »Meine Tochter muss gerade eine schwere Enttäuschung verkraften.«

Er fragte nicht, was sie damit meinte. Erst bei ihrem ersten Date erfuhr er von der Fahnenflucht von Julies Vater, dass Bee als Therapeutin bei einem städtischen Psychiatriezentrum arbeitete und vor welchen Herausforderungen man als Alleinerziehende stand. Daraufhin hatte auch er ihr sein ganzes Leben erzählt, mit ungewöhnlicher Offenheit und Leichtigkeit.

Doch an diesem ersten Abend bei der Hochzeit, als die Band ohne Pause einen Schlager nach dem anderen spielte und sie tanzten und tanzten, hatten sie nichts mehr geredet. Bee lag überraschend leicht in Edwards Armen. Ihr Gesicht glühte, und ihre Haare rochen feucht und erdig süßlich, wie Geranien, dachte er, oder als sei sie gerade frisch aus einem Regenguss gekommen. So hatte alles angefangen, ohne dass sich ein Ende abgezeichnet hätte: ein liebesbedürftiges junges Mädchen, ein flegelhafter Junge und eine Frau, deren üppige, sich wiegende Hüften Edward bald im Bett zärtlich empfangen würden.

Ihre eigene Hochzeit, sieben Monate nach ihrem Kennenlernen, fiel relativ klein und bescheiden aus und fand im Garten von Bees engsten Freunden, den Morgansterns, unter einem Baldachin von Glyzinien statt. Edward hatte sein Junggesellenapartment in Manhattan bereits aufgegeben und war in Bees Haus im Tudorstil in der Larkspur Lane in Englewood eingezogen. Quasi über Nacht war aus ihm ein Ehemann, Stiefvater, Vorstadtbewohner, Hypothekenzinszahler, Vogelbeobachter und Pendler geworden. Er war in seinem ganzen Leben noch nie so glücklich gewesen.

Der Überbringer der Nachricht

Bee hatte das Thema Trauerbewältigungsgruppe angesprochen, lange bevor sie sich ihrer eigenen Sterblichkeit bewusst geworden waren, damals, als sie noch Dinge sagten wie »Sollte mir jemals etwas zustoßen ...«, eher noch als »Falls ich zuerst sterben sollte ...« In einem Witz, der damals die Runde machte, sagt eine Frau zu ihrem Mann: »Falls einem von uns beiden etwas zustoßen sollte, werde ich nach Florida ziehen.«

Dann, eines Nachts im Bett, sagte Bee aus heiterem Himmel zu Edward, sie glaube nicht, dass er richtig um sie trauern können würde. Er spielte den Beleidigten und sagte: »Wie bitte? Ich würde mir die Augen ausweinen.«

»Kann ja sein«, räumte sie ein. »Bei kitschigen Filmen habe ich das ja schon erlebt. Aber du bist so reserviert, dass du warten würdest, bis du ganz allein bist, damit dich ja kei-

ner trösten kann. Nicht nur du, alle Männer sind so. Ihr tragt die Genitalien außen und die Gefühle innen – genau umgekehrt wie wir Frauen.«

»*Vive la différence*«, sagte er und nahm sie in die Arme.

Doch sie entzog sich ihm. »Du müsstest wahrscheinlich in eine dieser Trauerbewältigungsgruppen gehen.«

»Ich hasse Gruppen«, sagte er. »Außer den Beatles und den Supremes.«

»Edward, bleib bitte ernst«, sagte sie.

Wie war sie nur auf *dieses* Thema gekommen? Vielleicht weil sie einen helfenden Beruf hatte und seit Jahren in der Klinik mit Problemfamilien arbeitete. *Sie* dagegen hatten keine Probleme! Bis eben waren ihre warmen Beine noch zärtlich mit seinen verschlungen gewesen, als sie beide gelesen hatten, Bücher, die nun vor dem Bett auf dem Boden lagen und bis zum kommenden Abend auf sie warten würden. Davor hatten sie noch extrem gut zu Abend gegessen, mit einem köstlichen Cabernet, und da beide Kinder bei Freunden schliefen, hatten sie sich vor dem Abräumen des Tisches sogar noch im Wohnzimmer geliebt. Er wollte nicht, dass dieser unerfreuliche Stimmungsumschwung diesen Abend verdarb.

»Weißt du was?«, sagte er. »Ich sterbe zuerst – Alter vor Schönheit und so weiter. Dann kannst *du* trauern, so viel und so lange du willst.« Er war kurz vor dem Einschlafen gewesen, als Bee dieses dumme Thema angesprochen hatte, und das beendete er nun, indem er seine Nachttischlampe ausmachte und ihr einen Gutenachtkuss gab. Doch er hatte danach noch lange im Dunkeln wachgelegen.